

# Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reding, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold Puwelle, in der Süd 6ten Straße, Ecke der Cherry Alley, B. C. H. m.'s Wirthshaus-Hof gegenüber.

Jahrgang 3, ganze Nummer 144.

Dienstag den 7. Juni 1842.

Sechste Nummer 40.

Bedingungen. — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superals-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Dollar des Jahres, welcher in halbjähriger Vorausbezahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monat wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingerückt. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. Briefe und Mittheilungen müssen postfrei eingekauft werden.

## Ungewählte Dichterstelle.



### Trennung.

Es ist das Wort, das ich hierher geschrieben, Gar oft ein Wort von inhaltschwerem Sinn! Bald freut es euch, bald wird es euch betrüben, Zur Freude zieht es wie zur Trauer hin. Laßt sehn einmal, in welcherlei Gestalten Der Trennung Bild vor Euch sich wird gestalten.

Hörcht, welcher Humor, Was geht denn vor? — Es ist eins von den Ehepaaren, Die schnell zusammen sich gefunden, Bei dem auch schnell dahin geschwunden Des Hauses Glück nach wenig Jahren. Es sank die Frau vom frühen Tage Bis zu der späten Mitternacht, Sie ist des Mannes ärgste Plage, Die ihn zum Trunkenbolde macht. Denn weiß er's nicht mehr auszuhalten, läßt er den Geist des Branntweins walten. Da giebt's denn Prügel ohne Zahl, Und jede Stunde neue Qual. Zu enden die Plage. Seht man zur Klage, Und die Sentenz kommt in das Haus, Und spricht das Wort der — Trennung aus. Das ist ein wahres Wort der Trennung, Es endet des Mannes Seiden. Des Mannes Herz muß es erkenn'n Auf so liche Art getrennt zu sein!

Wer ist's denn, der um Mitternacht Dort über seinem Kasten wacht, Gleich klappernd, mit blauer Lippe, Gleich einem wandernden Scripp? Herr Harpar ist's; mit Angst und Sier Bewacht er seine Schätze hier. Bei ihnen sucht er sein Vergnügen, Fern bleibt das Weib' von ihm liegen, Er kennt nicht des Wohlthuns Reiz, Nur Geld, und wieder Geld, und Geiz. Er zählt sein Geld mit dicken Fingern, Um einen Penny es vereinern, Das bräuch' ins Grab ihn vor der Zeit. Da stört seine Schlafzeit Freund Harry. Er trat zu ihm ins Haus hinein, Und sprach: He! willst Du mich nicht keilen? Gung hast Du gelebt alhier, Wenn Hölle und ist Dein Quartier, Von Deinem Schatz mußst Du dich trennen, Du nimmst ihn nicht ins Grab mit Dir! — Mein Leber, Du gestichst es ein, Solch' eine schwere Trennungstunde Muß einem solchen Geiz ein Hundes Gar schrecklich und gar bitter sein!

Seht ihr den Herrn dort, jung an Jahren, Wohl in dem prächtigen Wagen fahren? Kein Leiden hat ihn je geplagt, Vergnügen ist's, wozu er jagt; Erzogen in des Glückes Schooß, Ist Freude nur sein Erdendooß, Das Geld wirft er mit vollen Händen, Als sollt' es nimmer bei ihm enden, Zum Fenster, wie man spricht, hinaus, Und führt stets ein großes Haus. Sein Geldchen steht er freudig stiegen, Er trennt davon sich mit Vergnügen, Die Trennung macht ihm keine Pein, 'S mag eine lust'ge Trennung sein.

Doch auch ein Brummen schöpft sich aus, Zu spät gewahrt er dies mit Graus, Verkauft wird Wagen, wie die Pferde, Nichts bleibt ihm auf der schönen Erde, Als eine Aussicht — ist gewiß, Die Aussicht auf's Gefängniß. Die Freunde wollen ihn nicht kennen, Der Quell der Freude ist verlegt, Er muß nun, wie sein Geld verfliegt, Sich von dem Reiz des Lebens — trennen. Die Trennung, ich gesteh' es frei, Daß sie gar eine Bitter sei.

Ihr kennt wohl, ganz ohne Zweifel, Gewiß gar manchen armen Teufel, Der bis zum Hals in Schulden streckt, Und den die Schaar der Creditoren Sich schon zum Opfer auserkoren. Er wird mit Angst und Schmach bedeckt. Doch hört! Ihm stürbe ein reicher Better, Er erbte; nun ändert sich das Wetter In angenehmen Sonnenschein, Den armen Schuldnern zu erfreu'n; Denn baarer Segen kam ins Haus, Er zahlte den Manichären aus, Und muß von ihnen sich nun trennen. Die Trennung ist wohl gut zu nennen.

Seht dort den Schneider! er zertrennt Das Brautkleid, das er schlecht gemacht. Man hat zurück es ihm gebracht, Und einen Pfuscher ihn genannt. Ach! da vergeht ihm Lust und Lachen, Er muß das Kleid von Neuem machen, D' seht, wie er nun eilig trennt! Mein werther Leser! so liche Trennen Ist ein gar schlechtes nur zu nennen.

Dort liegt auf seinem Krankenbette, Ein Herr, und seufzt, und um die Wette Plagt ihn jetzt Sichte und Podagra, Seht, wie sich die Doktoren jagen, Wenn Einer aufhöret ihn zu plagen, Ist schon ein Andern wieder da. Doch segnen seine eignen Kräfte, Der Patient hat gute Säfte, Kein Recidiv tritt bei ihm ein. Nun fühlt er sich wie neu geboren, Und trennt sich froh von den Doktoren, Die Trennung mag die beste sein.

Hört Ihr der Glocken Dimpfes läuten? Was mag die schwarze Schaar bedeuten, Die dort zum Kirchhof sich bewegt? Und wer wird in dem schwarzen Wagen so sehr beweint dahin getragen? Was ist's, das solchen Schmerz erregt?

Die Trennung ist's von einem Gatten, Der, ach! nun in das Reich der Schatten Von allen seinen Lieben schwand. Ihm folgen seiner Kinder Thränen, Der treuen Gattin banges Sehen; So e e n t ist ihrer liebe Band.

Getrennt? — auf ewig? — Nein, wir hoffen Und glauben es mit Zuversicht, Ein Wiedersehen steht uns offen, Und ew'ge Trennung gibt es nicht!

So ist das Wort, das ich Euch hergeschrieben, Doch wohl ein Wort von inhaltschwerem Sinn! Den Einem freut's, den Andern mag's betrüben, Den zieht's zur Lust, und den zur Freude hin, Doch, wie sich auch die Trennung mag gestalten, Seid unverzagt, und laßt die Götter walten!

### Zur Unterhaltung und Belehrung.

#### Der Barbier von Göttingen.

(Schluß.)

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, seit dem er angefangen hatte, ihn einzuseifen, und noch war er immer nicht weiter; es verging noch eine Viertelstunde und der Fremde rief jedesmal, wenn der Geplagte aufhören wollte: „noch mehr einseifen!“ Endlich war die Hand des Barbiers ganz matt, er ließ sie sinken, und sogleich schrie der Dicke mit einer Stentorstimme: „noch mehr einseifen!“ und zeigte dabei einen Mund, der wohl den Vollmond hätte verschlingen können. — „Ich kann nicht mehr!“ — entschuldigte sich der Barbier. — „So nehmen Sie einige Tropfen von dieser Wunderessenz, dem Teufels-Elirix vom Dr. Faust.“ Bei diesen Worten zog er ein Fläschchen mit einer rothen Flüssigkeit aus der Tasche, nahm den Stöpsel ab, zwang den Barbier die Hälfte zu trinken, und sprach dann: „nun fahren Sie fort, mich einzuseifen.“

Es verging noch eine halbe Stunde, es schlug Mitternacht, die Lampe erlosch, nur der Mond erleuchtete die Stube, und noch immer rief der Fremde: „noch mehr einseifen.“ Nach einer andern halbe Stunde wurde die Stimme des kleinen dicken Mannes minder rauh; er schien einzuschlafen, fing an zu schnarchen, und stammelte nur in langen Zwischenräumen: „noch — mehr — ein — sei — fen!“ und die Töne scheinen aus einem Grabe heraufzukommen. Eine Wolke verhüllte jetzt den Mond, es trat vollkommene Finsterniß ein, und den Barbier besiel eine unbeschreibliche Angst.

Aber die Angst gab ihm auch Muth, er schlich langsam zurück nach der Thür zu, um zu entschlüpfen, hatte jedoch kaum die Schwelle erreicht, als ihn ein donnerndes: „noch mehr einseifen!“ wie ein Blitzstrahl traf. Er mußte wieder an seine schreckliche Arbeit; der kleine Dicke schien ausgeschlafen zu haben, den er schrie viel stärker als sonst, lachte, piff und sang: „Wenn Du müde bist, Alter, so trinke noch einmal aus der Flasche!“ — sagte er.

„Setzt ist Licht nöthiger als Trinken“ — entgegnete der Barbier, und in demselben Augenblick sah er in der Dunkelheit zwei funkelnde Augen neben sich leuchten. Sie gehörten dem Fremden, und verbreiteten einen röthlichen Schimmer um sich; das Haar schien sich in schwarze Flammen zu verwandeln und das Innere des Mundes glich der Deffnung eines

glühenden Ofens. Der Arhem, der aus dem Munde kam, war heiß, erstickend und schwefelig, als komme er aus der Hölle. Dies war zu viel für unsern Barbier. Er glaubte, nur in der Flucht sein Heil finden zu können, warf den Pinsel und die Seife von sich, und stürzte sich mit dem Angstgeschrei nach der Thür: „Herr, Herr! erbarme dich meiner, ich habe den Teufel rasirt!“

Sein Haus stieß an den Kirchhof; der Barbier eilte dahin; nichts konnte seine Flucht aufhalten, er sprang über Gräber, Graben und Mauern. Aber kaum eine halbe Minute war er aus dem Hause, als er das höhnische Lachen, und das noch schrecklichere „noch mehr einseifen!“ von neuem hinter sich hörte. Obgleich dies seine Flucht noch mehr beschleunigte, so mußte er sich doch von dem Dicken, mit dem Seifenschaume im Gesicht, die Serviette unter dem Kinn und die Pistole in der Hand, überholt sehen.

In der Verzweiflung schlüpfte der Barbier in die Gottesackerkirche, deren Thüre offen stand, und versuchte, dieselbe hinter sich zu verschließen — aber der Verfolger war bereits dicht hinter ihm. Der Flüchtling mußte also noch weiter vorwärts, und stieg die Treppe zum Thurm mit Blüheschnelligkeit hinauf. Oben befand sich ein Altar, und er war gerettet, wenn er die Thür zu demselben hinter sich verschließen konnte. Vergebliche Hoffnung — zugleich mit ihm trat sein Verfolger auf den Altar.

Ueber ihnen stieg die Kirchturmspitze noch 30 Fuß empor; unten gähnte ihnen eine noch bedeutendere Tiefe entgegen. Die Zähne des Barbiers klapperten, seine Knie schlotterten, alle seine Glieder zitterten. — „Was soll das?“ — fragte der Verfolger, — „ich will bis um 6 Uhr eingeseift sein, es sind nur noch 5 Stunden bis dahin. Diese kleine Leibesübung schadet übrigens nichts. Geschwind, das Seifenbecken und den Pinsel! Aber wo sind sie?“ — „Ich habe sie weggeworfen,“ — stammelte der Barbier.

„Weggeworfen? — Ich hätte große Lust, Dich auch einmal zu werfen. Ein Sprung von diesem Thurm hinab müßte bei diesem schönen Mondenschein ein herrlicher Anblick seyn.“ Bei diesen Worten nahm er wirklich den Barbier, der knieend um Gnade bat, bei der Nase, hob ihn empor, und hielt ihn, so weit sein Arm reichte, über den Altar hinaus. Die Angst des Armen Mannes, der an der Nase aufgehangen in solcher Höhe schwebte, läßt sich leichter denken als beschreiben. Nach allen Seiten streckte er seine langen Arme und Beine aus, wie eine Spinne, schrie herzbrechend, bat so deutlich, als er bei der Zusammenquetschung der Nase thun konnte, um Erbarmen; versprach, den Kleinen bis zum letzten Augenblicke seines Lebens zu rasiren, und erinnerte seinen Quäler zugleich an das unglückliche Schicksal, das seine Frau und Kinder nach seinem Tode erwartete; kurz er that Alles, um das harte Herz des Fremden zu erweichen. Vergebens; dieser ließ den Daumen und Zeigefinger vielmehr von der Nase los und der arme Barbier stürzte 130 Fuß hoch hinab. Er fühlte dabei daß er der Erde immer näher komme, und zerschmettert werden müsse; gegen die Gesetze des Falles wurde die Bewegung aber immer langsamer und langsamer, bis er endlich in der Luft zu schweben schien. Ein guter Engel hatte ihn in die Arme genommen, und statt zerschmettert zu werden, fühlte er sich sanft niedergelegt. Er drehte sich um, und fühlte etwas Warmes, Weiches neben sich. Es war — seine Frau.

Würdiges Paar! sie schloffen beide in einem und demselben Bette, und der Barbier merkte zu seiner höchsten Freude, daß er — nur geträumt habe.

### Ein Gespenst.

Wir geben hier eine Anekdote, die vielleicht hie und da ein ungläubiges Lachen erregen dürfte. Wir stellen es einem Jeden anheim, und begnügen uns, hiermit das Factum zu erzählen.

Madame W. wohnte in Piccadilly, einem der belebtesten Quartiere von London. Es war Nacht und sie erwartete ihren Mann, der sehr spät heimkehren sollte. Sie saß arbeitend in einem Zimmer des Erdgeschosses und die erstickende Hitze der Steinkohlen, sowie die Langeweile, die sie hatte, verlegten sie in eine lethargische Erschöpfung. Ploglich vernahm sie harmonische Töne, welche nicht der Erde angehören schienen. Sie hörte halb schlafend zu und glaubte zu träumen. Endlich erhob sie sich um sich zu ermuntern, u. vernahm nun jene Akkorde deutlicher aus ihrem Salon kommen, der über dem Zimmer lag, in dem sie sich befand. Es schlug Mitternacht. Die Musik wurde nach und nach schwächer. Setzt war Madame W. vollkommen zu sich gekommen und begriff, daß hier etwas Uebernatürliches im Spiele sei; ein leichter Schauer durchrieselte sie, der jedoch zum Entsetzen ward, als sie schwere Tritte auf ihrer Treppe vernahm, die sich ihr näherten und als ein leises Geräusch an der Thür ihr zu erkennen gab, daß etwas im Begriff stehe, in das Zimmer zu treten. Ganz außer sich lief sie zum Glockenzuge, allein die Thür ward aufgegriffen und Madame W. stürzte ohnmächtig, einen durchdringenden Schrei ausstößend, zu Boden. Ihr Gatte, der etwas später nach Hause kam, fand sie noch befinnungslos und mit kaltem Schweiß bedeckt. Es dauerte länger als eine Stunde, ehe sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde.

Anfänglich wollte sie die Ursache ihres Schreckens nicht sagen; endlich aber durch die Bitten ihres Gatten bestürmt, schilderte sie ihm das Vergnügen, welches sie empfunden hatte, als sie die himmlische Musik vernommen und das Entsetzen, das sie ergriffen, als durch die langsam gedehnte Thüre, ein Gespenst in das Zimmer trat, dessen Knochenbrust eine tiefe Wunde zeigte, aus welcher noch einige Tropfen Bluts strömten. Dieses Gespenst streckte seine dürre Hand aus und gab ihr ein Zeichen, ihm zu folgen. Allein die Sinne vergingen ihr und sie sank zu Boden. Sie beschwor ihren Mann, sie nie mehr Abends allein zu lassen.

Dieser konnte seinen Spott nicht unterdrücken und schrieb das Ganze einem aufgeregten Zustande zu, der durch die Lectüre irgend eines schauerlichen Romans erregt worden sein könnte. Um jedoch seine Frau zu beruhigen, versprach er ihr den nächsten Abend bei ihr zu bleiben und bat seinen Hausarzt zur Gesellschaft, um die arme Geisteserbin zu trösten.

Der nächste Abend sah alle drei in dem Zimmer des Erdgeschosses um eine Punsch-Bowle sitzen. Herr W. den einige Gläser Portwein in die rechte Stimmung versetzt hatten, erließ eine Einladung an das Gespenst, wie sie Don Inan an den Commandör richtete. Aber ploglich ließ sich die Melodie vernehmen und verschlechte Spott und Lächeln von den Lippen unserer Engländer; die Töne verhallten und zwei Minuten darauf erschien das Gespenst, deutete auf seine Wunde und gab das Zeichen, daß man ihm folgen solle. Hr. W. gehorchte auf der Stelle; er ergriff einen Leuchter und folgte dem Gespenste. Kaum aber war er zur Treppe gelangt, die in den Keller führte, so verlosch das Licht und er mußte in das Zimmer zurück um ein anderes Licht zu holen, u. stellte nun in Begleitung des Doktors die sorgfältigsten Nachforschungen an, ohne etwas zu finden.

Am andern Tage begab er sich zu dem Constabel und erzählte ihm den Vorfall. Dieser lachte, und meinte, er könne nur gegen lebende Ruhestörer etwas austrichten. Hier müsse ein Geistlicher ausbelfen. Herr W. folgte diesem Rathe und ließ

den Geistlichen des Kirchspiels, einen alten würdigen Mann zu sich bitten. Der Priester lachte nicht, sondern berichtete, daß dieses Haus einst zwei Brüdern aus Amerika gehört habe, welche bald nach dessen Ankauf auf räthselhafte Weise verschwunden seien. Blutspuren hatten auf einen Mord hingewiesen; man hatte gesagt, der Eine habe den Andern erstochen, allein keinen Beweis finden können, Hr. W. ließ nun sogleich an dem Orte nachforschen wo jene Erscheinung verschwunden war, und da fand sich in dem Kohlenkeller wirklich ein Skelet, welches er ausgraben und mit den üblichen Ceremonien zur Erde bestatten ließ. Seitdem soll die Ruhe des Hauses nicht wieder gestört werden sein. Herr W. und seine Familie verließen es jedoch noch an demselben Tage.

Der Reisende, dem wir dieses entlehnen, hat selbst die Lokalität in Augenschein genommen. Jetzt wohnt ein Schneider dort. Wir geben diese Geschichte, wie wir sie erhalten haben, ohne Aufklärung; sie mag, wie so manches andere Unenträthselte, das dem Publikum von verschiedenen Seiten erzählt wird, auch ihr Plätzchen einnehmen.

Die Astor-Bibliothek in New-York. — Die neue Bibliothek, von welcher schon mehrmals gesprochen wurde, und die Hr. J. J. Astor der Stadt zum Geschenk zu machen beabsichtigt, soll nunmehr unverzüglich ins Leben gerufen werden. Herr Astor hat zu diesem Zwecke \$400,000 angewiesen, mit Einschluß eines werthvollen Grundstücks am Lafayette Platz, auf welchem das Bibliothek-Gebäude errichtet werden soll. Dieser großartige Anfang des Unternehmens sichert ein erfreuliches Gedeihen. Hr. Cogswell, ein Mann von anerkannten literarischen und wissenschaftlichen Verdiensten, ist zum Bibliothekar ernannt und bereits damit beschäftigt, den voluminösen Bücherkatalog nach dem Muster der berühmtesten europäischen Bibliotheken zu ordnen. Die Wissenschaften werden durch dieses, von den Bedürfnissen der Zeit dringend geforderte Institut hier zu Lande einen erfreulichen Impuls erhalten.

Eine Anzahl von Quäkern beabsichtigt zu Ehren von William Penn, auf der Stelle, wo derselbe in Kensington seinen weltbekanntesten Vertrag mit den Indianern abschloß, ein Denkmal zu errichten. Sie haben zu solchem Zwecke mit dem Besitzer des Grundes und Bodens, auf welchem der große Ulmbaum steht, unter dem die feierliche Abtretung von Pennsylvania stattfand, Unterhandlungen über den Ankauf des Grundes eingeleitet, und werden dasselbe sehr sicher unter annehmblichen Bedingungen erwerben. Sie wollen dann auf einem 40 Schuh hohen Fußgestelle eine 200 Fuß hohe Säule errichten, die inwendig mit einer Treppe versehen sein soll, vermittelt welcher man dem Gipfel des Monuments ersteigen kann. Zur Erinnerung an den Gründer Pennsylvaniens ist bis jetzt erst wenig geschehen, und doch verdient er vor Allen gewiß das dankbare Andenken Derer, welche die Wohlthaten genießen, die er ihnen bereitet hat.

Gesichts = U s s i c h t e n in New-York! Das New-York Handels-Journal sagt: „Die harten Zeiten haben sich ihrem Ende. Die Geschäfte sind seit einigen Tagen ziemlich lebhaft; die Bezahlungen aus dem Lande sind besser; das Geld in der Stadt wird häufig; die Schwierigkeiten, welche wir vor sechs Wochen vorhergesagt sind nicht eingetroffen; und das Vertauen gewinnt seine Stärke wieder. Die Banken beginnen wieder ein wenig aus der Schale zu schlüpfen und die Capitalisten, welche ihr Geld einschlossen, sind nun froh es wieder in Geschäften anzulegen.“